

» Menschen

Sie bewegen sich für viele unsichtbar. Sie haben viele Gesichter. Menschen im Underground. Wir zeigen fünf von ihnen

«



Der Galerist Johann Haehling von Lanzener sorgt dafür, dass Straßenkünstler von ihrer Kunst leben können. Das überdimensionierte Kunstwerk in Kreuzberg stammt von BLU Fotos: Lisa Poelker



Unsichtbar, unauffällig und unter uns

ILLEGALISIERTE Eine der vielleicht größten Subkulturen

VON TIM MARTENS UND TABEA BECKER

Sie leben unerkannt und sorgen auch sonst dafür, dass sie nicht auffallen. Menschen ohne Aufenthaltstatus, die aus ökonomischen oder politischen Gründen ihre Heimatländer verlassen. Laut Schätzungen des Hamburgischen Weltwirtschaftsinstituts leben etwa 180.000 bis 420.000 illegalisierte Menschen in Deutschland. Die Angaben bleiben ungenau, denn bei diesen Menschen Daten zu erheben ist schwierig.

Viele legal eingereiste Migranten holen unerlaubt Familienangehörige zu sich, um ihre Lebensumstände zu verbessern. Genauso zählen auch Opfer von Menschenclique dazu, denen man die Papiere abnimmt und so eine Abhängigkeit schafft. Im Jahr 2009 kamen vor allem Türken, Vietnamesen und Serben ohne Einreise- und Aufenthalts-erlaubnis nach Deutschland.

Von den vielen Problemen, die diese Menschen haben, ist die nicht zugängliche medizinische Versorgung eines der schwersten. „Das sind alles Leute, die mit viel Mut dafür kämpfen, in Deutschland leben zu dürfen“, sagt Maria Mann, Medizinstudentin aus Dresden. Zusammen mit 20 weiteren Freiwilligen ist sie bei Medinetz aktiv. Illegalisierte erhalten hier die Möglichkeit einer medizinischen Versorgung, ohne Gefahr zu laufen abgeschoben zu werden. Das Recht auf körperliche Unversehrtheit ist im Grundgesetz verankert, werde aber nicht umgesetzt.

In Dresden betreut Medinetz jährlich 50 bis 80 Hilfesuchende und kooperiert dabei mit 15 niedergelassenen Ärzten und zwei Hebammen. Auch wenn Ämter und Behörden gemieden werden müssen, betont Maria Mann: „Wir sind nicht Untergrund.“ Mit 25 unabhängigen Gruppen in ganz Deutschland bietet Medinetz eine Anlaufstelle in vielen Städten. Langfristig hofft die Initiative, dass ihr Netzwerk überflüssig wird.

In der Zwischenzeit kann Medinetz viel für die Patienten tun, der psychische Druck aber bleibt. Die Angst, in den öffentlichen Fokus zu geraten, beherrscht ihr ganzes Leben. Maria Mann berichtet von Angstzuständen, Depressionen und psychosomatischen Erkrankungen. Medinetz baut in solchen Fällen den Kontakt zu einem Psychotherapeuten auf, dieser kann aber nur begrenzt helfen. „Dieser Druck löst sich nur dadurch, dass die Gesellschaft allen Menschen das Recht auf körperliche Unversehrtheit gewährt.“ Ein erster Schritt auf diesem Weg ist das Projekt des anonymisierten Krankenscheins, der auch für Menschen ohne Papiere einen Krankenhausaufenthalt ermöglicht. Die Anonymität bleibt so um jeden Preis gewahrt. Auch deshalb sind Stimmen über den Erfolg solcher Engagements nur schwer zu erfassen. Der Untergrund-Mensch bleibt unsichtbar, weiter abgeschottet, denn zu groß ist die Angst vor dem Staat.

Illegale Denkmäler

STRASSENKUNST Graffiti sind allgegenwärtig, kaum bekannt jedoch sind die Menschen dahinter. Der Sprayer Eisdealer, der Stadtplaner Dennis Beyer und der Galerist Johann Haehling von Lanzener erklären die Szene

VON LISA POELKER, JONAS RINGEL, ELISA HEUSER

Eine karge Freifläche, Grasestrüpp, Bierflaschen, alte Sprühdosen liegen in einer rostigen Tonne. „Ein großer Abenteuer-spielplatz für Streetart-Künstler“, sagt Eisdealer. Er ist ein Kenner der Berliner Szene. Sein Blick wandert über die besprühten Mauern, die den Platz am Spreeufer im Bezirk Kreuzberg umrahmen.

In weißer Farbe prangt auf der einen Wand ein meterhoher Mann mit Hemd und Krawatte, dessen goldene Armbanduhren an beiden Handgelenken wie Fesseln durch eine Kette verbunden sind. Der Platz ist Treffpunkt unterschiedlichster Menschen und dokumentiert die Entwicklungen in der Streetart innerhalb der letzten Jahre. Während Pieces – so heißen die farbig gefüllten Schriftzüge der Graffiti-Writer – in den 80er Jahren den Anfang im Stadtviertel machten, dominieren heute riesige Malereien

des italienischen Streetartists BLU die Hauswände des Platzes. BLU ist anerkannter Künstler der Szene. In den Jahren 2007 und 2008 entstanden seine großflächigen Motive, die er ungestört über mehrere Tage hinweg anbringen konnte. Für Graffiti-Writer ein Ding der Unmöglichkeit. Denn Akzeptanz erfahren sie kaum, erklärt Eisdealer. Viele Graffiti-Writer verbreiten ihre Namen durch Tags – das sind gesprühte Unterschriften –, um sich Respekt zu verschaffen. „Taggen ist eher eine Sportart.“ Dennoch bestehen Gemeinsamkeiten zwischen dem Graffiti-Writer und dem Streetart-Künstler. „Was produziert wird, ist längst nicht mehr Underground“, sagt Eisdealer. Allerdings müssten beide noch im Underground agieren und ihre Anonymität wahren. Ihre Arbeit ist strafbar.

Nach Einschätzung des Stadtplaners Dennis Beyer, der im Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung arbei-

tet, ist der typische Sprayer auch deshalb meist nicht älter als 24 Jahre. „Dann sind die meisten in festen Beziehungen, möchten ihre Abende lieber bei der Freundin auf der Couch verbringen und haben Angst, nach einer Strafanzeige ihren Job zu verlieren“, sagt er. Beyer beschäftigt

„Streetart gehört nicht in die Galerie. Sie muss am Ort bleiben“

sich wissenschaftlich mit dem Thema. „Der Denkmalwert der Illegalität“, lautet der Titel seiner Diplomarbeit. Darin setzt er sich mit der Frage auseinander, ob es Straßenkunst gibt, die trotz illegaler Entstehung erhaltenswert ist. Er kommt zu dem Schluss: Für die Bewertung von Streetart gelten dieselben Kriterien wie für den Denkmalschutz. Ein schützenswertes Werk müsse

von künstlerischer, gesellschaftlicher und städtebaulicher Relevanz sein. Als konkretes Beispiel nennt er ein Wohnhaus an der Schlesischen Straße. Vor Jahren hatte ein Unbekannter den Schriftzug „Bonjour Tristesse“ in schwarzen Großbuchstaben auf die eintönige graue Fassade gepinselt. Heute ist den Berlinern das Gebäude als „Bonjour Tristesse“-Haus ein Begriff. Beyer meint: „Streetart gehört nicht in die Galerie. Sie muss am Ort bleiben, weil sie ohne Raumbezug ihre Aussage verliert.“

Johann Haehling von Lanzener ist Inhaber der Circleculture Gallery in Berlin-Mitte. Seit zehn Jahren setzt der junge Galerist auf Künstler, die Streetart machen. Er nennt es lieber „Urban Art“. Viele der Künstler haben ihre kreativen Wurzeln im städtischen Raum. Werke etwa des ausstellenden Künstlers XXXXXX können mit etwas Glück auch in Berliner Straßen entdeckt werden. Dass Urban Art in kommerziellem Rahmen aus-

gestellt wird, bewertet von Lanzener positiv. „Auch Künstler müssen ihre Kinder ernähren und ihre Hunde füttern“, sagt er. Arbeiten, die in seiner Galerie ausgestellt werden, seien speziell für den Markt produziert. Dass Streetart zu Verkaufszwecken aus dem öffentlichen Raum entfernt werde, sei eher ein Ausnahmefall. „Was bei Christie's los ist, ist allerdings schon brutal“, gibt von Lanzener zu. Das Londoner Auktionshaus versteigert Streetart-Werke für über hunderttausend Pfund. Die Authentizität ist es, die die Menschen an der Streetart in all ihren Facetten reizt. „Streetart ist kraftvoll und anspruchsvoll, ohne hyperkonzeptionell zu arbeiten“, sagt von Lanzener. Sie entspringt dem wahrhaftigen Leben.

Der Sprayer Eisdealer glaubt, die Streetart werde früher oder später in den Galerien landen. „Entscheidend ist, dass die Menschen nicht vergessen, dass der Ursprung der Streetart im Underground liegt.“

Der Echte

MUSIK Arne ist Bassist einer Hardcoreband. Geld verdient er damit nicht. Das ist ihm auch nicht wichtig. Er will unabhängig bleiben

VON JAN OPPEL

Arne Lange wohnt in einem Kreuzberger Hinterhaus, im Hof stehen alte Fahrräder an einem Stapel Holz. Es ist halb vier, als Arne etwas zerzaust die Tür öffnet, er ist gerade aufgestanden. „Willst du 'n Kaffee?“ Dazu gibt es veganen Kuchen. Arne, 31 Jahre, studiert seit letztem Jahr Soziale Arbeit an der Alice Salomon Hochschule und wohnt mit fünf MitbewohnerInnen zusammen. Er spielt bei der Hardcore Band Just Went Black den Bass und arbeitet nebenbei mit obdachlosen jungen Erwachsenen. Arnes Band klingt hart, laut, die Gitarren aber sind melodisch. In ihren Texten drücken sie ihre Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Mehrheitsgesellschaft aus. Verbunden fühlt sich Arne auch der Berliner und Hamburger DIY-Szene. Das steht für „Do it yourself“. Er sagt: „Es

geht dabei darum, sich selbst zu organisieren, sich gegenseitig zu helfen und zu unterstützen.“ DIY versteht sich als Gegenentwurf zur Konsumgesellschaft und versucht als Gegenkultur das klassische Verhältnis von Verbraucher und Erzeuger aufzubrechen. Statt nur zu konsumieren, geht es darum, die Dinge selbst in die Hand zu nehmen. Echter Underground. Die Szene ist offen für alle, die auch ihre Unabhängigkeit bewahren und die Sachen selber machen wollen. Zum Massenphänomen ist die Bewegung aber trotzdem nie geworden. Arne verschwindet erst mal im Bad, danach geht er in sein Zimmer, das ein bisschen aussieht wie ein Plattenladen. Seine Regale sind voll mit Tonträgern. Arne rückt einen Stuhl zurecht, setzt sich, dreht eine Zigarette. „Für mich geht es darum, ein Leben zu führen, das mir gefällt,



Arne Lange, 31 Jahre: steht auf Hardcore und Selbstbestimmung. Er wohnt in Kreuzberg in einer Wohngemeinschaft Foto: Jan Ooppel

wo es nicht wichtig ist, Geld zu verdienen und Karriere zu machen.“ Über die Musik hat Arne auch die Szene für sich entdeckt. Damals in Hamburg war er in einer Gruppe, die Konzerte in der Roten Flora, einem autonomen Jugendzentrum in Hamburg, organisiert hat. „Ich fand es cool, Bands, die ich mochte, zu unterstützen“, sagt Arne. Dafür ging er mit seinen Freunden Flyer kopieren, plakatieren und zog die Veranstaltungen in Eigenregie durch.

In dieser Zeit lernte Arne auch Sven kennen. Der ist bis heute Sänger der Band Just Went Black. Sie kannten und verstanden sich über die Musik und Arne übernahm ab 2002 den Bass. Der Gedanke eines eigenständigen und selbst organisierten Lebens spiegelt sich auch im Alltag der Band wider.

Sie spielen am liebsten in Kulturzentren, Hausprojekten oder

auf Konzerten von Freunden. „Wir fühlen uns da einfach wohler“, sagt Arne. Die Band hat von der Slowakei bis Portugal Konzerte gegeben und eine Platte in den USA herausgebracht. Es kommt schon mal vor, dass die Band auch in kommerziellen Clubs spielt. Verwerflich findet Arne das nicht.

Die Band spielt bei ihren Touren seit fast 10 Jahren nach wie vor für Fahrgeld, Essen und einen Schlafplatz. Wenn nur 10 Leute kommen, wird dem Veranstalter geholfen. „Dann teilen wir den Verlust lieber durch fünf, als dass einer darauf sitzen bleibt“, sagt Arne. Auf ein Konzert möchte er heute Abend auch noch. Eine befreundete Band aus Hamburg spielt im Wedding. „Es ist immer komisch, anderen Leuten zu erklären, wieso man das alles macht. Für mich ist es normal“, sagt er. „Es geht einfach darum, sich wohlfühlen.“